Moses Mendelssohn und die deutsche Literatur.

Von Franz Muncker.

In der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts spielen jüdische Schriftsteller eine sowohl quantitativ als qualitativ bedeutsame Rolle; die Art und den Werth ihres Wirkens vorurtheilslos zu bestimmen, wäre eine in jeder Hinsicht interessante Aufgabe, der sich die kulturgeschichtliche und speziell die literarhistorische Forschung nicht lange mehr wird entziehen dürfen. Im deutschen Geistesleben des vorigen Jahrhunderts begegnet uns nur Ein Jude, der durch seine Schriften sich einen ehrenvollen Platz unter den besten Autoren unseres Volkes erworben hat, derselbe, der auch sonst zuerst dem modernen Judenthum die Ziele gewiesen und die Wege dazu gebahnt hat, Moses Mendelssohn. Er ist der erste große jüdische Nationalschriftsteller nicht nur in der deutschen, sondern in der gesammten europäischen Literatur. Allerdings waren auch schon in früheren Zeiten zu wiederholten Malen israelitische Autoren in verschiednen Ländern unsers Erdtheils aufgetreten und hatten auf die geistige Entwicklung aller Völker desselben den größten Einfluß erlangt. Die hervorragenderen unter ihnen schrieben aber entweder hebräisch oder lateinisch, gehörten also dem Kreise der jüdischen Stammesliteratur oder der durch keine nationalen Schranken begrenzten lateinischen Weltliteratur an. So unter anderen im Mittelalter Moses Maimonides, so im siebzehnten Jahrhundert Baruch Spinoza. Moses Mendelssohn war der erste große Schriftsteller unter seinen Glaubensgenossen, welcher sich der reinen, durch keine Hebraismen entstellten Sprache des Volkes bediente, unter dem er geboren war, und wie in der Form, so im Inhalt seiner Werke nach dem Namen und Verdienst eines wahrhaft nationalen Autors rang. Solch eine völlig neue Erscheinung mußte bald die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf sich ziehen. Die Zeitgenossen, eben im Begriffe, mit den Waffen der Aufklärungsphilosophie sich aus konfessioneller Befangenheit loszukämpfen, sahen mit neugierigem Staunen und mit bewundernder Theilnahme auf das verwandte, aber unendlich schwierigere Streben des hochbegabten Israeliten, ja ließen es sich gerne gefallen, daß seine Uebersetzer oder Recensenten mit der Religion und Abkunft des „juif à Berlin“ wohlfeile Reklame machten. Der Eintritt in die Reihen der deutschen Volksschriftsteller wurde ihm von dieser Seite her nicht erschwert, sein äußerer Erfolg sogar beschleunigt und vergrößert.

833M52
DM92
pam

Mendelssohns Name ist für immer unlöslich mit der Geschichte der deutschen Dichtung verknüpft, und doch bildet, was er selbst auf dem Gebiet unsrer schönwissenschaftlichen Literatur im engern Sinne geschaffen hat, nur einen kleinen und verhältnißmäßig geringfügigen Theil dessen, was er als Schriftsteller geleistet. Schon in seinen früheſten Jahren regte sich ein poetischer Drang in ihm. Der zehnjährige Knabe verfertigte hebräische Gedichte. Aber, reifer geworden, zerstörte Moses jene kindlichen Versuche wieder, entschlossen, sie niemals zu wiederholen. Er fand, daß es ihm ganz an poetischem Talent gebreche. Doch völlig ließ sich jener dichterische Drang nicht unterdrücken, und an äußern Anlässen, ihn frei walten zu lassen, fehlte es auch nicht. Da galt es einmal, im Freundeskreis einige humoristische Knüttelverse niederzuschreiben, ein ander Mal die neckende Anfrage eines gleichgesinnten Gelehrten brieflich mit einem gereimten Witzwort zu erwidern. Moses entledigte sich solcher Aufgaben stets mit vielem Geschick. Auch ernstere Gesänge entlockte ihm die Gelegenheit. Für einen befreundeten Musiker entwarf er einen Bußpsalm, den dieser komponirte; freudige Ereignisse im preußischen Königshause, die von der Berliner Judenschaft kirchlich gefeiert wurden, drückten ihm die geistliche Leier in die Hand; die Verse, welche ein Freund in religiöser Stimmung nach einem Gewitter verfaßt hatte, machte er ausbessernd und umarbeitend sich zu eigen; an einsamen Winterabenden nahm er wohl auch wiederholte Anläufe zum Lehrgedicht. Der Knabe, der von allen Sprachen einzig die hebräische wissenschaftlich kannte, hatte sich nur ihrer zu seinen poetischen Versuchen bedienen können; der Jüngling und Mann durfte das Deutsche seine zweite Muttersprache nennen, ja wurde mit Recht als einer der größten Meister des deutschen Stils gerühmt: er konnte auch seine metrischen Gesänge gleich in deutscher Sprache abfassen. Doch scheint er es nur in wenigen Fällen gethan zu haben; öfters suchte er seine Gedanken zuerst in hebräischen Worten poetisch auszudrücken und von da ins Deutsche zu übertragen. Für den künstlerischen Werth seiner Arbeit war beides gleichgültig: die wenigen Proben von eignen Gedichten Mendelssohns, die uns erhalten sind, bestätigen durchaus, daß er über sich selbst ganz richtig urtheilte, wenn er sich das Talent zu selbständiger poetischer Produktion absprach. Das Beste, wenn nicht das einzige Gute in jenen eignen Gedichten sind die zahlreichen Reminiscenzen an die alttestamentliche Poesie. Ausdrücke, Gleichnisse, ganze Sätze entlehnt Moses daraus wörtlich; er verzichtet meist auf ein festes strophisches Gefüge, desgleichen auf den Reim und begnügt sich, wie ja scheinbar auch die althebräischen Sänger, mit einer rhythmisch gegliederten Prosa, die er nach Art der freien Metren Klopstocks in locker gebundene, beständig wechselnde Verse zertheilt; dafür ahmt er die wichtigste Kunstform der biblischen Dichterrede, den Parallelismus der sprachlichen Darstellung, fleißig nach. Aber auch hier bleibt sein Bestreben rein äußerlich. Den orientalischen Poeten drängt der überquellende Reichthum seiner Phantasie und seines Gefühls zum Parallelismus. Seine Einbildungskraft ist so rege geschäftig, daß sie ihm stets eine Fülle von Vorstellungen und Bildern zum Gebrauche darreicht, sein Empfinden so leidenschaftlich bewegt, daß er es auf einmal in seiner ganzen Stärke nicht auszusprechen vermag.

Er muß zweimal, ja bisweilen dreimal dicht hinter einander denselben Gedanken, nur ein wenig anders gewendet, nur in andre Worte gekleidet, wiederholen, um alle Nüancen desselben, die in der Begeisterung des dichterischen Schaffens seiner Seele vorschweben, erschöpfend anzudeuten. Mendelssohns Poesie jedoch bekundet keineswegs jene Ueberfülle der Imagination oder jene Urmacht des Gefühls; sie ist durchaus ein Werk des Verstandes, ein Produkt der Reflexion. So bringt denn auch, wo er den Parallelismus anwendet, das zweite Glied der Periode regelmäßig einen neuen Gedanken, nicht nur eine neue Wendung desselben Gedankens; oder er reiht mitunter Bilder und Gleichnisse an einander, denen nicht gleichartige oder benachbarte Vorstellungen der Phantasie zu Grunde liegen, die vielmehr mit Hilfe des logischen Sinnes künstlich zusammengesucht sind. So, wenn er in dem Brautlied auf die Vermählung der Prinzessin von Oranien zwei sinnlich grundverschiedene Gleichnisse durch den Parallelismus verbindet:

„Wie Eden da lag,
Den betrachtenden Menschen erwartend,
Wie die Tugend, ihrer Unsterblichkeit sicher:
So sitzt im inn'ren Frauenzimmer
Wilhelminens siegende Schönheit."

Verstandesmäßige Reflexion waltet denn auch durchweg in den ernsteren gereimten Gedichten Mendelssohns. Das bedeutendste darunter, die „Ode zum Lobe Gottes" im Ramler'schen Stil, ist allerdings von ihm nur überarbeitet und um eine Strophe vermehrt; der eigentliche Verfasser ist Ephraim Moses Kuh. Dagegen sind uns von Mendelssohn selbst einige Proben didaktischer Poesie erhalten, durchaus nüchterne Verstandesarbeit, in welcher übrigens das fruchtbare Studium Hallers und namentlich der Lessingischen poetischen „Fragmente" unverkennbar ist.

Doch was den selbständigen Dichter unbedingt zum Nachtheil gereichte, das Uebergewicht des Verstandes über die Empfindung, war für den poetischen Uebersetzer schon minder gefährlich, ja unter Umständen sogar erwünscht. Mendelssohn hat viel aus fremden Sprachen ins Deutsche übertragen, aus der englischen Literatur unter anderm den berühmten Monolog Hamlets (in der ersten Scene des dritten Akts) und Popes Gedicht „Der sterbende Christ an seine Seele", aus dem Hebräischen die fünf Bücher Mosis, die Psalmen, das Hohe Lied, ein Kapitel des Buchs der Richter und einige Stücke der spätern rabbinischen Literatur. Fast alle diese Werke sind noch öfter vor oder nach ihm und zwar von den ersten Meistern unserer Uebersetzungskunst verdeutscht worden. Mendelssohn arbeitete zum Theil im bewußten Wetteifer mit ihnen; seine Leistungen dürfen und sollen an denen seiner größeren Nebenbuhler gemessen werden. Popes Gedicht wurde außer ihm auch von Herder wiederholt (1774 und 1786) übertragen; Hamlets Monolog von Herder und von August Wilhelm Schlegel, die biblischen Schriften von Luther. Den Vergleich mit Herders Versuchen halten Mendelssohns Uebersetzungen wohl aus. Herder schließt sich zwar enger an den sprachlichen Ausdruck und an die metrische Form seines Originals an, während Moses nach Bedarf den Rhythmus und die Länge

29702

der Pope'schen Verse ändert und aus der dicht gedrängten Darstellung des Engländers das eine oder andere Satzglied wegläßt; auch faßt er den Sinn des Grundtextes richtiger auf als Mendelssohn, der hie und da doch einen Fehler durchschlüpfen läßt: stellenweise aber, z. B. am Schluß des Gedichts von Pope, giebt gleichwohl dieser den Gedanken des englischen Poeten einfacher, genauer und kräftiger wieder als Herder, der sich hier ohne Noth künstelnd von der Sprache des Originals entfernt. Zu Schlegel verhält sich Mendelssohn freilich überall wie der ungewiß tastende Anfänger zum sichern Meister, zum vollendeten Künstler. Aber er war ja auch in der That der erste, der es versuchte, Hamlets Monolog im Metrum des Originals zu übersetzen, ohne mehr Verse als dieses aufzuwenden. Gegen die früheren und gleichzeitigen Uebertragungen desselben in deutsche Prosa bezeichnete seine Arbeit einen gewaltigen Fortschritt, wenn er gleich manchmal durch die Rücksicht auf den Vers oder auch durch ein Streben nach grammatikalischer Korrektheit, auf welche Shakespeare verzichtet hatte, sich bestimmen ließ, weiter als jene von dem Wortlaut des englischen Textes abzuweichen. Und welche bessere Anerkennung konnte ihm werden, als daß trotz der nothwendigen Mängel seines Versuches mehrere Ausdrücke und Wendungen desselben von Schlegel unverändert beibehalten werden konnten oder nur leise umgebildet zu werden brauchten, damit sie dem Ideal einer dichterischen Wiedergabe der Worte Shakespeares entsprachen?

Das Größte in der Uebersetzungskunst leistete Mendelssohn aber durch seine Verdeutschung der biblischen Schriften. Hier stellte er sich unmittelbar neben Luther. Gleich ihm gab er seinem Volke, das sich zuvor mit sprachlich ungenügenden oder dogmatisch beschränkten Stümperarbeiten behelfen mußte, zuerst eine richtige, klare, vorurtheilslose Uebertragung der Bibel in reines und gutes Deutsch; gleich ihm arbeitete er mit unablässiger Sorgfalt, unterstützt von gelehrten Freunden, Jahre lang an dem Werke, das er, wie einst Luther, nicht nur als eine wissenschaftliche, sondern mehr noch als eine heilige, religiöse Aufgabe betrachtete. Wie Luthers Bibel, so wurde auch Mendelssohns Uebersetzung des alten Testamentes von fanatischen Gegnern heftig angefeindet; wie jene, so war auch sie nicht allein eine literarische, sondern eine nationale That von unberechenbarer kulturhistorischer Wirkung. Ueberall bessernd und bildend, drang sie rasch in die verschiedensten Schichten der Juden in Deutschland ein. Die bis dahin bei denselben gebräuchliche Methode der Schrifterklärung wurde durch sie von Grund aus heilsam umgestaltet. Durch sie wurden die in Deutschland lebenden Juden zuerst mit der reinen deutschen Sprache, zuerst mit dem deutschen Geistesleben überhaupt bekannt; durch sie wurden sie erst zu Deutschen, aus fremden, nach Sitten und Anschauungen uns fern stehenden Insassen unseres Landes zu wirklichen Gliedern unseres Volkes. Mit dem deutschen Wesen verbreitete sich aber gleichmäßig eine allgemeinere Bildung unter ihnen; sie stiegen in der gesellschaftlichen Achtung, sie gewannen größere bürgerliche Freiheit. So gehen die Anfänge der gesammten Emancipation der Israeliten auf Mendelssohns Bibelübersetzung zurück.

Er hat sein Werk freilich nicht wie Luther vollenden dürfen. Nur den Pentateuch (1780—1783) und die Psalmen (1783) konnte er selbst

herausgeben und die Uebertragung des Hohen Liedes fertig seinen Erben hinterlassen (1788 gedruckt); seine Absicht, auch die Propheten und Hagiographen zu verdeutschen, vereitelte sein früher Tod. Er konnte eben nicht wie Luther seine volle Geistes- und Körperkraft und den größten Theil seiner Zeit der Dolmetscharbeit widmen; nur seine Nebenstunden durfte er auf sie verwenden, und selbst da mußte er noch sparen: denn seine schwächliche Gesundheit bedurfte gerade in jenen Jahren der größten Schonung und machte ihm zeitweise sogar eine nahezu völlige Unthätigkeit des Geistes zum Gesetz. Andrerseits aber brauchte er auch nicht, wie Luther fast überall, aus dem Rohen zu schaffen. Er erkannte selbst rückhaltlos den hohen Werth der Lutherischen Uebersetzung an und leugnete nicht, daß er sich die Arbeit seines großen Vorgängers zu Nutze gemacht habe, so gut er konnte. Er rühmte dankbar die Dienste, welche ihm die wissenschaftlich genauere Uebertragung des Göttinger Orientalisten Johann David Michaelis und seines treuen Nachfolgers, des Professors Georg Christian Knapp zu Halle, geleistet habe. Er ging übrigens, was die Sprache betrifft, meistens von diesen modernen Bearbeitern wieder auf Luther zurück. Wo dieser richtig übersetzt hatte, schien er ihm auch glücklich verdeutscht zu haben. Mendelssohn merzte selbst die Hebraismen nicht immer aus, welche Luther in seine Sprache aufgenommen und welche seitdem ein mehr als zweihundertjähriger Gebrauch der deutschen Rede einverleibt hatte. Er ging in dieser Hinsicht sogar noch etwas weiter als der christliche Reformator des sechzehnten Jahrhunderts. Die hebräischen Eigennamen, bei denen sich dieser der uns nunmehr geläufigen gräcisirten oder latinisirten Formen bedient hatte, schrieb er philologisch genau nach dem Urtext; er verwandelte auch den hebräischen Namen Mizrajim nicht in Aegypten; er hielt sich überhaupt strenger an den Sinn und die Ausdrucksweise des Originals. Die nöthigen sprachlichen und geschichtlichen Kenntnisse besaßen er und seine Mitarbeiter ja ohne Zweifel in einem unendlich höhern Grade als seiner Zeit Luther und die Genossen, die ihn beriethen; hierin durfte Moses mit den Seinigen sich getrost neben, in mancher Beziehung sogar über Michaelis und dessen Fortsetzer stellen. Ja, gar oft empfand er dieses Wissen geradezu als ein störendes Hemmniß seines Vorhabens. Die meiste Mühe bei der Arbeit machte es ihm, wie er Freunden wiederholt gestand, alles zu vergessen, was er jemals bei jüdischen oder christlichen Uebersetzern, Auslegern und Paraphrasten der Bibel gehört oder gelesen hatte. Nur wenn er alle diese alten Ideen aus seinem Kopfe ausgelöscht hatte, konnte er hoffen, mit unbefangenem Gemüth und ungeblendetem Auge richtig den Sinn der Urschrift zu erfassen und auszudrücken.

Auf klare und korrekte Wiedergabe des Inhaltes kam es ihm vor allem an. Er übertrug wörtlich, ja buchstabengetreu, so weit es anging. Er wandte z. B. das Activ oder Passiv beim Verbum an, je nachdem es im Hebräischen gebraucht war, während Luther aus Rücksicht auf den deutschen Satzbau bisweilen damit freier verfahren war (vgl. Genesis 6, 1); überhaupt suchte er die Verbalformen im genauen Anschluß an den Urtext sorgfältiger als Luther zu unterscheiden. So behielt er das Particip oft bei, wo dieser es aufgelöst hatte. „Und die Erde war wüst und leer, und

es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebet, auf dem Wasser", hatte Luther den zweiten Vers der „Genesis" gewiß nicht allzu frei übersetzt. Mendelssohn aber kam dem Original noch näher: „Die Erde aber war unförmlich und vermischt; Finsterniß auf der Fläche des Abgrundes, und der göttliche Geist webend auf den Wassern." Sogar das עַל־פְּנֵי suchte er wenigstens das eine Mal besonders auszudrücken: „auf der Fläche". Aehnlich wahrte er die Participialconstruction bei den Worten, die Gott dem ersten der zehn Gebote beifügt (Exodus, 20, 5—6): „Denn ich, der Ewige, dein Gott, bin ein eifervoller Gott, der das Verbrechen der Väter ahndet . . . , der aber Gnade erzeigt . . ." Luther hatte mit dem zweiten Glied einen neuen Hauptsatz begonnen: „Und thu' Barmherzigkeit . . ." Viel aufmerksamer als Luther behandelte Mendelssohn namentlich den Artikel. Gleich den ersten Vers der Heiligen Schrift übertrug er demgemäß korrekt: „Im Anfang erschuf Gott die Himmel und die Erde." Im weiteren Verlauf des nämlichen Kapitels hatte Luther gleichmäßig übersetzt: „Da ward aus Abend und Morgen der erste, der ander, der dritte, der sechste Tag." Im Hebräischen steht aber nicht nur das erste Mal die Kardinalzahl, sondern es ist auch nur bei der letzten Wiederholung dieses Satzes, beim sechsten Tage, der bestimmte Artikel gesetzt. Dem zufolge wechselte Mendelssohn, der hier auch die übrigen Worte der Phrase streng dem Urtexte nachbildete, mehrfach im Ausdruck: „Da ward Abend und ward Morgen, Ein Tag" — „So ward Abend und ward Morgen, der zweite (dritte ꝛc.) Tag" — „Also ward Abend und ward Morgen, derjenige sechste Tag, da vollendet worden die Himmel, die Erde und ihr ganzes Heer." Wo im Hebräischen verwandte Begriffe durch verschiedne Worte angedeutet waren, hatte Luther mitunter sich mit Einem deutschen Ausdruck beholfen. So schrieb er von Pharao regelmäßig, Gott habe sein Herz verstockt oder sein Herz sei verstockt worden; nur ganz selten brauchte er auch das Verbum „verhärten" (Exodus, 7 ff.). Mendelssohn wandte hier eine viel größere Auswahl von Worten auf, wie es der Wechsel der Ausdrücke im Urtext erforderte; ja er ging noch weiter und übertrug sogar das gleiche hebräische Verbum auf mehrfache Weise (vgl. Exodus 10, 20 und 14, 4, 8).

Dagegen verfuhr er freier mit der Sprache des Originals, wenn die wörtliche Wiedergabe zu einem Mißverständnisse, zu einer falschen oder auch allzu niedrigen Vorstellung führen konnte. Er legte somit in seine Uebersetzung oft zugleich eine Erklärung hinein, manchmal sehr einfach und geschickt, so daß man seine größere Freiheit gegenüber der Buchstabentreue Luthers unbedingt billigen muß; so wenn er z. B. (Genesis, 27, 1) Esau den „ältesten", nicht den „größern" Sohn Isaaks nannte. Bedenklicher war es schon, wenn er etwa (Genesis, 6, 2) Luthers wörtliche und schöne Verdeutschung des Urtextes „Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen" durch die nüchterne Auslegung ersetzte: „Da sahen die göttlichen Menschen die Töchter des gemeinen Mannes". So weit war hier nicht einmal Michaelis gegangen, mit dem Mendelssohn sonst, wo er auffallend von Luther abwich, meistens im Einklang sich befand; er hatte hier die Lutherische Uebersetzung im Texte belassen und dazu in Klammern

eine rationalistische Erklärung gegeben. Noch viel entschiedner schlug Mendelssohn dasselbe Verfahren bei den Psalmen ein; seine Uebertragung nahm hier an einzelnen Stellen geradezu den Charakter einer Paraphrase an. So gab er unter anderm den siebenten Vers des 141. Psalmes, den Luther (auch Michaelis) einfach nach dem Hebräischen übersetzt hatte „Unser Gebeine sind zustreuet bis zur Hölle, wie einer das Land zureißt und zuwühlet", erläuternd und ergänzend wieder:

„Des Landmanns, der im harten Boden wühlet,
Und unser königlich Gebein
Zerfällt ja beides an der Gruft."

Dabei ließ sich zudem noch öfters über die Richtigkeit seiner Deutung streiten. Im 110. Psalm z. B. faßte er den vierten Vers anders als die allermeisten Uebersetzer und Kommentatoren vor ihm. „Der Herr hat geschworen, und wird ihn nicht gereuen: Du bist ein Priester ewiglich, nach der Weise Melkisedek" hatte Luther, ähnlich (nur „über das Heiligthum Melchisedeks") auch Michaelis geschrieben. Anders hatte Herder (Vom Geist der ebräischen Poesie, II. Theil, 11. Kapitel) den Vers gegliedert:

„Geschworen hat Jehovah;
Nie reuet ihn der Schwur:
Du sollt mein Priester sein auf ewig hin!
Ich ordne dich mir zum Melchisedek!"

Halb stimmte Mendelssohn ihm zu, erklärte aber עַל־דִּבְרָתִי als einfache Betheuerung = „auf mein Wort." Da jedoch im Deutschen dieser Ausdruck viel alltäglicher und darum schwächer klinge als im Hebräischen — er kommt nur an dieser Stelle in der ganzen Bibel vor —, umschrieb ihn Mendelssohn durch einen stärkern, gesuchtern, verrückte dadurch aber zugleich den Sinn des Satzes noch einmal um ein Weniges:

„Der Ew'ge schwur, ihn reuet nichts:
Du bist der Gottheit Diener ewig!
Der Sänger täuscht nicht, König Zedeks!"

Die sprachlichen oder sachlichen Irrthümer der Lutherischen Uebersetzung, die zum Theil schon Michaelis und gleich strebende Forscher berichtigt hatten, hat Mendelssohn wohl ziemlich überall vermieden. Von der Verwirrung z. B., die Gott unter den die Israeliten verfolgenden Aegyptern anrichtete, heißt es in der „Exodus" (14, 25): וַיָּסַר אֶת אֹפַן מַרְכְּבֹתָיו וַיְנַהֲגֵהוּ בִּכְבֵדֻת Luther mißverstand die zweite Hälfte des Satzes und übersetzte: „Und stieß die Räder von ihren Wagen, stürzet' sie mit Ungestüm." Schwerfälliger aber richtiger schrieb Mendelssohn: „Er ließ die Räder sich von den Wagen absondern und führte sie mit beschwertem Zuge." Ein andres Beispiel: Kain, der grollend sein Auge auf den Boden heftet, wird von Gott gewarnt (Genesis 4, 7): אִם־תֵּיטִיב שְׂאֵת „Wenn du fromm bist, so bist du angenehm", hatte Luther das sehr ungenau wiedergegeben. Korrekt, aber unendlich nüchtern schrieb Mendelssohn: „Wenn du dich gut aufführst, kannst du auch deine Augen emporheben." In dem Schlußvers des nämlichen Kapitels, wo Luther falsch übersetzte „Zu derselbigen Zeit fing man an zu predigen von des Herrn Namen" (לִקְרֹא בְּשֵׁם יְהוָה) drückte er sich wenig-

stens ziemlich undeutlich aus: „Damals fing man an zu benennen mit dem Namen des Ewigen.“ Und so ging es ihm in der Regel. Es gelang ihm fast durchaus, den Sinn des Originals richtiger und bestimmter zu treffen als der deutsche Reformator; meistens hat aber darunter der sprachliche Ausdruck seiner Uebersetzung gelitten. Dazu trug vor allem noch ein Umstand bei. Während Luther im allgemeinen wie das hebräische Original kurze Sätze in der schlichtesten Weise durch koordinirende Partikeln an einander reihte und sogar das ו, das durchschnittlich zweimal in jeder Zeile des Grundtextes begegnet, fast immer mit „und“, höchstens dann und wann auch mit „da“ übertrug, bildete Mendelssohn größere Perioden, subordinirte die logisch zusammengehörigen Sätzchen und Satzglieder unter einander und wechselte auch außerdem beständig mit den Verbindungswörtern. Für die genannte hebräische Conjunction brauchte er z. B. bald „und“, bald „da“, bald „aber“, „nun“, „so“, „also“ u. s. w.; sehr oft ließ er sie auch ganz unübersetzt. Mitunter zwar wurde durch diese Periodisirung der ursprüngliche Sinn des Originals, den Luther völlig verfehlt hatte, erst klar (z. B. Psalm 8, 4—5); öfter aber veränderten jene Mittel einer reifern Darstellungskunst allzu sehr den Charakter der altisraelitischen Rede. Der einfache, naive Erzählungston, der den historischen Büchern der Lutherischen Bibel denselben eigenartigen und unvergänglichen Reiz verleiht, den sie in der Ursprache besitzen, klingt uns aus Mendelssohns Uebertragung nicht entgegen. Die Ausdrucksweise darin, namentlich der Satzbau, erinnert zu oft an den wohl überdachten Stil des philosophischen Schriftstellers.

Mendelssohn hat die künstlerische Seite seiner Aufgabe keineswegs vernachlässigt. Das beweist zur Genüge die Sorgfalt, mit welcher er nach Ramlers strengen Grundsätzen die äußere metrische Form bei seiner Verdeutschung der Psalmen und des Hohen Liedes bildete. Aber leider begnügte auch er sich, wie Ramler und die meisten seiner Schüler, mit dieser äußern Formrichtigkeit; der rhythmische Sinn war bei ihnen allen weniger entwickelt und eben so wenig empfanden sie es besonders störend, wenn in die poetisch gehobene und pathetisch erregte Sprache sich öfters niedrige oder nüchterne Ausdrücke und Wendungen eindrängten. Selbst überflüssige Flickwörter blieben nicht immer verbannt; doch verdient Mendelssohn in dieser Hinsicht nur geringen Tadel. Aber mit Luthers Uebersetzung der hebräischen Lyrik kann sich seine Verdeutschung, was ihren poetischen Gehalt betrifft, nicht messen. Dort haben wir den Eindruck, als ob ein altorientalischer Dichter frei und unmittelbar in unsrer Sprache zu uns rede; hier vernehmen wir immer nur den kunstsinnigen Dolmetsch fremder Gefühle. Luthers Psalmen muthen uns wie deutsche Originalgedichte an, Mendelssohns Psalmen nur wie vorzügliche Uebersetzungen. Ja, bisweilen scheint selbst dieses Lob zu überschwänglich. Wie befremdlich klingt nicht z. B. der Anfang des 103. Psalms bei ihm!

„Meine Seele benedeie dem Herrn,
All mein Inniges (וְכָל־קִרְבַּי) seinem heiligen Namen:
Meine Seele benedeie dem Herrn!
Vergiß nicht aller seiner Wohlthat!“

Wie weit stehen diese Verse hinter Luthers poetischer Prosa zurück! „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er mir Guts gethan hat!“ Allerdings hat gerade in dieser Beziehung keiner der späteren Uebersetzer Luther erreicht oder gar übertroffen, und Mendelssohns Zeitgenossen, die gleiche Zwecke wie er verfolgten, sind darin mitunter noch tiefer unter dem sprachgewaltigen Reformator geblieben. Aber auch Herder, obwohl im Rhythmus freier und sicherer als der intime Freund Ramlers, hat im Ganzen durch seine Uebertragungen aus der hebräischen Dichtung im künstlerischen Sinne kaum mehr geleistet als dieser.

So wichtig jedoch Mendelssohns Verdeutschung der Bibel für die Geschichte des Judenthums wurde, in den christlichen Kreisen erregte sie nur wenig Aufsehen. Seine Uebersetzung der fünf Bücher Mosis blieb hier fast ganz unbeachtet, die der Psalmen und des Hohen Liedes wurde in einigen Zeitschriften besprochen, auch mit vielem Lobe bedacht, aber doch nicht nach ihrer Bedeutung, wenigstens nicht so, wie der Verfasser und seine Freunde erwartet hatten, gewürdigt. Die christlichen Leser schätzten in Mendelssohn nach wie vor nicht den poetisch selbst thätigen Autor, sondern den feinsinnigen Kunstkritiker, den namentlich um die Entwicklung der Aesthetik hochverdienten Philosophen, den Freund und Berather hervorragender Dichter und Schriftsteller Deutschlands. Und hierin gipfelte denn auch in der That Mendelssohns überaus gedeihliches Wirken für unsere Literatur.

Als ein nicht unebenbürtiger Genosse Lessings hatte sich Moses den deutschen Autoren beigesellt. Lessings Hand führte den Unbekannten in die literarische Welt ein; Lessing'sche Anregungen förderten die in ihm schlummernden Ideen zum Leben und zur Reife; Lessings Stil ward das Muster, nach welchem er sein Deutsch bildete. Das Beste, dem er zunächst seinen spätern Erfolg und Ruhm mitverdankte, hat Mendelssohn von Lessing empfangen; aber empfangend hat auch er hinwiederum dem Freunde gegeben.

Er hatte bereits mit Mühe und Fleiß sich aus der socialen und wissenschaftlichen Befangenheit seiner Glaubensgenossen loszuringen begonnen, hatte als Autodidakt allerlei Studien in der deutschen, lateinischen, französischen und englischen Sprache, in der Mathematik und Philosophie gemacht, als er 1754 von seinem Gönner, dem Arzte Dr. Gumperz, dem gleichaltrigen Lessing als guter Schachspieler empfohlen wurde. Aber was hatten ihm seine sprachlichen Kenntnisse bisher nach außen genützt? Von der Welt und ihrem Treiben hatte sich der stille Jüngling noch immer schüchtern fern gehalten. Was hatte es ihm geholfen, daß er Locke und Shaftesbury, Wolff und Leibniz gründlich verstand und von Spinoza wenigstens mehr wußte als die meisten seiner Zeitgenossen? Noch hatte er sich nicht dazu entschließen können, öffentlich Zeugniß von dem, was er gelernt und gedacht, abzulegen, die Ergebnisse seiner Studien zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Nun ward Lessing sein Freund, auch er erst fünf und zwanzig Jahre alt und dennoch nach allen Seiten hin ruhelos thätig, in der Welt und in der Literatur gleichmäßig bewandert. Eine reiche schriftstellerische Wirksamkeit lag bereits hinter ihm; als Dichter wie als Kritiker hatte er sich einen überall geachteten, mit Auszeichnung, ja mit Bewunderung genannten Namen

erworben; die größten und mannigfaltigsten Pläne für die Zukunft reiften in ihm und veranlaßten zunächst mancherlei Vorarbeiten und kleinere Aufsätze, mit denen der schaffensmuthige Verfasser nicht lange hinter dem Berge hielt. Bald gelang es ihm, auch Mendelssohn zum Schüler dieser Methode zu gewinnen. Lessings Anregung machte den Zögernden, der bis dahin aus seinem einseitig receptiven Verhältnisse zu den Wissenschaften nicht herauszutreten wagte, zum produktiven Schriftsteller. Er forderte ihn auf, die Gedanken, welche die Lectüre Shaftesburys in ihm aus dem Studium Leibnizens und seiner Gegner entwickelt hatte, zu Papiere zu bringen; er ließ die „Philosophischen Gespräche", die auf diese Weise entstanden, bei seinem eignen Verleger Voß in Berlin ohne Vorwissen des Autors drucken; er machte durch das Lob, das er als Recensent dem Schriftchen spendete, dem Verfasser Muth, auf der Bahn, auf die er ihn geführt, freudig fortzuschreiten. Er ward auch der Herausgeber des zweiten Buches Mendelssohns, der „Briefe über die Empfindungen"; ja er wies den Freund direkt auf die Themata hin, an denen er zunächst sein literarisches Talent erproben sollte. Gemeinsam mit ihm arbeitete er die satirische Abhandlung „Pope ein Metaphysiker!" aus: Mendelssohns philosophisch geschulter Kopf mußte ihm den fachmännischen Apparat leihen, mit welchem er seine Polemik gegen die Berliner Akademie ausrüstete. Zum ersten Male lernte Moses hier an Lessings Beispiel, was er von da an in seinen ästhetischen Arbeiten niemals außer Acht ließ, philosophische Begriffe genau zu unterscheiden, die Gebiete der einzelnen Wissenschaften und Künste kritisch zu sondern. Vor allem aber hatte er bei der gemeinschaftlichen Arbeit vollauf Gelegenheit, an dem Stil des Freundes seine eigne Darstellungskunst zu bilden.

Auch in formaler Hinsicht lernte er eifrig von Lessing; aber auch hier hütete er sich, zum unselbständigen Nachahmer Lessings herabzusinken. Anklänge an die Schreibweise desselben hatte man vereinzelt schon in den „Philosophischen Gesprächen" vernehmen können; kein Wunder, zumal da Mendelssohn zum Theil ähnliche Tendenzen wie sein reiferer Freund verfolgte: wie dieser in seinen gleichzeitigen „Rettungen", hatte auch er es darauf abgesehen, einen mit Unrecht Verleumdeten (Spinoza) zu vertheidigen. Derartige Reminiscenzen an Lessings Prosastil begegneten ebenso hie und da in Mendelssohns späteren Werken, aber sie bestimmten in keiner Weise den allgemeinen Charakter seiner Diction. Moses schrieb im Ganzen fast leichter, jedenfalls zierlicher, eleganter, wohl auch korrekter als Lessing; er bildete seine Sätze einfacher; seine Darstellnng floß gleichmäßiger, ruhiger, anmuthiger dahin. Ihr fehlte dagegen die derbe Kühnheit Lessings, der stets von neuem aus dem urkräftigen Borne der volksthümlichen Rede schöpfte; ihr fehlte, wenn gleich Moses die Kunstgriffe der Rhetorik nicht verschmähte, das leidenschaftliche Pathos Lessings, der Ausdruck subjektiv persönlicher Theilnahme; ihr fehlten die großartigen Gleichnisse und Bilder, denen Lessings Sprache vornehmlich ihre eigenthümliche Färbung verdankte, wie überhaupt die poetischen Elemente in derselben; ihr war endlich der polemische Charakter, den diese mit ihrem beständigen Kampf um die Wahrheit gegen den Irrthum überall aufwies, nur schwach aufgeprägt. Mendelssohns Stil unterschied sich von dem Stile Lessings wie seine mensch-

liche Individualität von der des Freundes: Lessing kühn, Moses schüchtern; jener kampflustig, dieser friedsam; jener rastlos umherforschend und dabei nach allen Seiten ausschweifend, gleichgültig gegen die Beschwerden und Hemmnisse eines ungebahnten, holperigen Weges, wenn er nur überhaupt zum Ziele führte, dieser stet und ruhig gerade auf das Ziel losstrebend und vorsichtig den bequemsten, ebensten Weg dazu auskundend. Die Vorzüge der Darstellungsweise Mendelssohns fielen unmittelbar beinahe deutlicher in die Augen; die Zeitgenossen ließen sich bald von ihnen so blenden, daß sie mitunter darüber selbst vergaßen, etwaige Schwächen im Inhalt seiner Schriften strenger zu prüfen.

Langsam bildete sich gerade in jener Zeit, da Moses mit Lessing auf das Innigste verkehrte und zusammen arbeitete, die Eigenart seines Stiles aus. Und auch zu den Schriften, in denen sie zuerst klar zu Tage trat, regte theilweise Lessing den treuen Genossen seines Strebens an. Auf seinen Rath übersetzte Mendelssohn Rousseaus Preisschrift über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Lessings Gespräche mögen viel dazu beigetragen haben, daß Moses sein spekulatives Talent hauptsächlich der durch Alexander Gottlieb Baumgarten eben damals neubegründeten Aesthetik widmete, wie denn auch, nachdem Lessing 1755 von Berlin nach Leipzig übergesiedelt war, seine Briefe das Augenmerk des Freundes stets von neuem auf diesen noch wenig gepflegten Zweig der Philosophie lenkten. Und hier zeigte sich ihr Gedankenaustausch für beide gleich gewinnreich. Monate lang disputirten sie in ausführlichen Briefen mit einander über das Wesen und den Endzweck der Tragödie, über die Reinigung der Leidenschaften, über die Bedeutung von Mitleid und Furcht, Schrecken und Bewunderung. Moses vertrat dabei Anfangs eine ziemlich oberflächliche Auffassung, während in Lessing schon die Gedanken keimten, die er zehn Jahre später in der „Hamburgischen Dramaturgie" voll ausgereift entwickelte. Direkt vermochte er den Aeußerungen Mendelssohns nichts für seine Zwecke Brauchbares zu entnehmen, er konnte sie nur widerlegen; nichtsdestoweniger dienten seine Einwürfe und Entgegnungen öfters dazu, Lessings eigne Ansichten zu klären und schärfer zu bestimmen. Lessing gestand dies auch selber unbefangen zu und bat in einem solchen Falle den Freund, die Untersuchung, die jenen nicht befriedigte, nochmals von vorne anfangen zu dürfen; er wolle erproben, ob seine Gedanken durch Mendelssohns Einwände reifer geworden seien.

Bedeutendern Einfluß gewann Moses auf Lessings „Laokoon." Hatte noch vor wenigen Jahren Lessing ihn zu literarischer Arbeit angespornt, so war jetzt er der Treibende, Lessing der Zögernde geworden. Wie oft reizte nicht Mendelssohn mit seinen beständigen Fragen und Klagen den säumenden Freund an, seine Entwürfe und halbfertigen Schriften wo nicht zu vollenden, so doch weiterzuführen! Viel rascher brachte er nunmehr die Ergebnisse seiner Forschung zu Papier. Aus jenem dramaturgischen Briefwechsel erwuchsen ihm alsbald zwei größere ästhetische Aufsätze, die sofort dem Publikum mitgetheilt wurden, die „Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften" (1757) und die Abhandlung „Ueber das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften" (1758). Schon das Thema des ersten Essays führte ihn wiederholt zu denselben

Fragen, die Lessing sich hernach im „Laokoon" stellte. Auch er hatte ja nach den verschiedenen Mitteln, den natürlichen oder willkürlichen Zeichen, deren sich der Künstler bedient, die bildenden und die redenden Künste oder, wie er nach der ältern Terminologie sagte, die schönen Künste und schönen Wissenschaften zu sondern, das sinnliche Ausdrucksvermögen der einzelnen Kunstgattungen zu untersuchen und ihre Grenzen gegen einander sowie ihre mögliche Verbindung unter einander zu betrachten. Er zog noch nicht die fruchtbaren Konsequenzen, in denen allerdings hauptsächlich der unschätzbare Werth des Lessing'schen „Laokoon" beruht, aber er lieferte am fertigsten die Prämissen, aus denen jene Schlüsse folgten; selbst nicht schöpferisch, konnte sein Aufsatz wenigstens als beste Vorarbeit dem schöpferischen Geiste gelten, der nach ihm das gleiche Problem behandelte. Wie sehr Lessing das anerkannte, bewies er dem Freunde vornehmlich dadurch, daß er ihm den ersten Entwurf seines „Laokoon", bevor er an die Ausführung desselben ging, zur Prüfung mittheilte und durch die zahlreichen, gehaltvollen Anmerkungen, mit denen Moses ihn versah, sich mehrmals zu Aenderungen oder erklärenden und rechtfertigenden Zusätzen in seinem Werke bewegen ließ.

Auch sonst übergab ihm Lessing in jenem ersten Jahrzehnt ihrer Freundschaft gern zur Durchsicht, was er eben von literarischen Werken vollendet oder wohl auch nur begonnen hatte. So schickte er ihm z. B. im Juli 1755 eine Anzahl seiner Fabeln, über die jener ihm freimüthig sein Urtheil schrieb. Auch in dieser Weise trug Lessing dazu bei, daß der Gesichtskreis Mendelssohns sich erweiterte, und wie er mit zuerst seinen Blick auf die Theorie der Aesthetik gelenkt hatte, so lockte er ihn ebenso bald darnach zur kritischen Lektüre schönwissenschaftlicher Schriften an. Noch bestimmender als Lessing wirkte in dieser Hinsicht ein anderer Freund auf Moses ein, den er ziemlich zur gleichen Zeit wie jenen kennen lernte, Friedrich Nicolai.

Nicolai, beweglicher, aber oberflächlicher als Mendelssohn, ziemlich universell gebildet, aber ohne methodische Schulung, war bei seinen gleichfalls autodidaktischen Studien von der poetischen Literatur ausgegangen und kehrte zu ihr als seinem wichtigsten Ziele stets wieder zurück. Kaum hatte er sich durch seine „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" einen geachteten Namen in der literarischen Welt erworben, als er 1756 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" begründete, die erste kritisch-ästhetische Zeitschrift Deutschlands, in welcher unabhängig von dem Getriebe der literarischen Parteien einheimische und fremde Schriftwerke strenger, als man bisher gewohnt war, doch nach rein sachlichen Rücksichten beurtheilt wurden. Mendelssohn ward sein fleißigster Mitarbeiter. In der „Bibliothek" veröffentlichte er nicht nur seine ersten kunstphilosophischen Aufsätze und recensirte theoretische Werke über Aesthetik und Literatur, sondern bald betheiligte er sich auch eifrig an der Kritik der neu erschienenen poetischen Schriften. Während er in seinen Briefen drohte, die schönen Wissenschaften demnächst abzudanken, widmete er gerade damals sich ihnen mehr als je zuvor. Aber auch in die Redaktionsarbeiten ließ er sich von Nicolai tiefer und tiefer hineinziehen. Die Erwägung, welchem von den zur Bewerbung eingesandten Stücken der Preis

gebühre, den Nicolai für das beste Trauerspiel ausgesetzt hatte, beschäftigte ihn nicht minder als jenen selbst. Ebenso suchte er Lessings Interesse und thätige Theilnahme an der Zeitschrift gleich kräftig zu erhalten, ja wiederholt neu anzufeuern.

Nach zwei Jahren ging die Redaktion der „Bibliothek" in andere Hände über; statt ihrer gab Nicolai seit 1759 die „Briefe, die neueste Literatur betreffend" heraus. Von Lessing rührte der Plan des Unternehmens her; er bestimmte durch seine ersten Beiträge dazu den Charakter und Stil desselben. Zunächst übernahm er die Kritik der schönwissenschaftlichen Werke; Mendelssohn, der mit Nicolai der „Bibliothek" Valet gesagt hatte, sollte nur für die Recension philosophischer Schriften in Anspruch genommen werden. Aber Lessing entwich nach kaum zwei Jahren wieder aus Berlin und entzog sich damit auch der weitern Mitarbeit an den „Literaturbriefen"; seine Aufgabe und mit ihr wieder ein großer Theil der Redaktionsgeschäfte fiel nunmehr gleichfalls an Moses, und wenn dieser auch bald in Thomas Abbt einen tüchtigen Gehilfen anwarb und gelegentlich an Nicolai eine Recension abtrat, die meisten zur poetischen Literatur gehörigen Werke besprach von nun an doch er. Auch in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", durch die Nicolai 1765 die „Literaturbriefe" gewissermaßen fortsetzte, beurtheilte er, wenigstens in den ersten Jahren ihres Bestehens, noch das eine oder andere dichterische Produkt.

Mancherlei waren die Werke, über die Moses sich so als Kritiker äußerte, an Charakter und Werth durchaus verschieden; neben mehreren Stümpern sah er auch die Meister unserer damaligen Poesie vor seinen Richterstuhl gestellt. Unparteiisch, gründlich, scharf- und feinsinnig war sein Urtheil immer, wenn auch die fernere Entwicklung unserer Literatur seine Ansichten nicht überall bestätigt hat und demgemäß unsere heutige Kritik seinem Verdikte manchmal geradezu widerspricht. Er verhielt sich oft nur zu nüchtern gegenüber dem Werke des dichterischen Genies. Stets waltete in seiner Kritik der einseitig logische Verstand vor, der das freie Spiel der Phantasie und die kühnen Ausbrüche der Empfindung mitunter nicht begreift oder wenigstens nur innerhalb gewisser Schranken billigt. Vor dem Verstande sollte sich jeder Gedanke, ja jedes Wort des Dichters rechtfertigen: Klarheit, Ordnung und Reichthum des geistigen Gehaltes verlangte darum Moses vornehmlich von der Poesie. Er verurtheilte die zweideutigen Ausdrücke; er war gar schnell bereit, gewagte Bilder und sonstigen Farbenschmuck der Rede als Lohensteinischen Schwulst zu verdammen; aber gegen nichts eiferte er so sehr wie gegen leere Zeilen, hierin ganz im Einklang mit Lessing. Er forderte direkt Gedankenpoesie, nicht bloße Gefühlslyrik; aber als Freund und Verehrer Ramlers begehrte er nicht minder, daß die Gedanken in „schöne Worte" gekleidet seien: äußere formale Korrektheit galt ihm unerläßlich für den Dichter. Er urtheilte daher auch meist nach einem fertigen Regelnschema, nach einem System der Poetik, das er sich freilich aus philosophischen Grundsätzen gebildet und auf solche gestützt hatte. Er ging überhaupt gern bei seinen Recensionen von allgemeinen philosophischen Betrachtungen aus, pflegte den einzelnen konkreten Fall mit einer universellen Idee in Zusammenhang zu bringen,

suchte sein Urtheil in jedem Moment auf sie zu begründen, durch sie zu rechtfertigen und vor Oberflächlichkeit zu bewahren. Im höchsten Sinne produktiv, wie die Kritik Lessings, wurde die seinige freilich kaum jemals. Aber auch er vergaß nie über dem Kleinern das Größere, nie über dem Aeußerlichen den Kern. Mit vollem Recht fragte er bei größeren Gedichten zuerst nach der Handlung, rügte schon er vor Lessing wiederholt den Wahn, als ob die sittlich vollkommenen Charaktere in der Poesie besonders brauchbar seien; er leugnete geradezu, daß ein episches oder dramatisches Kunstwerk möglich sei, in welchem lauter oder auch nur fast lauter moralisch gute Menschen dargestellt werden. Und vor allem bestach ihn niemals die Person des Verfassers und sein gesellschaftliches Verhältniß zu demselben. Rücksichtslos gegen den socialen Rang oder gegen das literarische Ansehen des Schriftstellers, den er beurtheilte, tadelte er am Meister wie am Anfänger, was ihm mittelmäßig oder schlecht schien, wagte sogar gegen die Gedichte Friedrichs des Großen in feiner Weise einzelne Bedenken geltend zu machen und verhehlte bei einer principiellen Streitfrage keineswegs, daß er das Verfahren seines Freundes Ramler durchaus für unbillig und unerlaubt halte.

Es handelte sich um die Fabeln Lichtwers, die Ramler eigenmächtig und ohne Vorwissen des noch lebenden Verfassers in „verbesserter" Auflage neu herausgegeben hatte. Moses ließ trotz allem Lobe, das er dem der ältern Schule angehörigen Dichter spendete, seinem Werke keineswegs volle Gerechtigkeit widerfahren: er verwarf gerade die Fabeln als unerträglich elend, die fast allein sich bis auf unsre Zeit lebendig erhalten haben; aber er nahm sich gegen Ramler, den Lessing vertheidigte, kräftig des unerhört geschädigten Autors an, wenn er auch die ungeberdige Heftigkeit, womit dieser sich seines Eigenthums wehrte, nicht ungetadelt lassen durfte. Er ging so weit, als er bei seiner Anerkennung des Ramler'schen Princips formaler Korrektheit überhaupt gegen Ramler vorgehen durfte. Sonst hatte er als Kritiker für den Berliner Sänger, den er durch Vermittlung seiner älteren literarischen Freunde auch persönlich kennen und schätzen gelernt hatte, nur Worte des höchsten Lobes: er pries ihn als den vollendetsten und zugleich originellen Nachahmer des Horaz in Deutschland, als unsern Odendichter par excellence, während Klopstocks Poesie sich mehr der Hymne nähere. Daß auch Ramlers Gesänge weit mehr die Frucht von „Geschmack, Vernunft und Kritik" als das Werk eines großen poetischen Genies waren, wie Moses das bei den übrigens auch von ihm nach Gebühr hochgerühmten Arbeiten Johann Elias Schlegels richtig herausfühlte, der Verdacht scheint sich niemals in ihm auch nur schüchtern gerührt zu haben. An dem dichterischen Ideal, das er sich aus Ramlers Lyrik abstrahirte, maß er nun die verwandten Versuche anderer deutscher Poeten, die von ihren Freunden sinnlos überschätzten Reimereien der Karschin, auf welche dieser Maßstab mindestens im Einzelnen wenig paßte, die moralischen oder didaktischen Verse eines Withof, der sich an Hallers Muster gebildet hatte, und des unselbstständig bald in Hallers und Klopstocks Bahnen, bald auf den Pfaden ihrer literarischen Antipoden wandelnden Dusch, das Lehrgedicht des anmuthigen Uz über die Kunst stets fröhlich zu sein, in welchem Mendelssohn die Stärke

und den kühnen Schwung der philosophischen Oden des gleichen Verfassers vergebens suchte.

Am schlimmsten kam bei solchen Maximen seiner Kritik Rousseaus „Neue Heloise" weg. An ihr ließ Moses nur den philosophischen Gehalt gewisser Reflexionen gelten; die ganze künstlerische Komposition des Romans verurtheilte er auf das Härteste, und für die glänzende Darstellung des erregten Empfindens, durch welche der leidenschaftliche Genfer ganz Europa bezauberte oder erschütterte, hatte er kein Verständniß. Gerechter wußte er die Prosa seiner deutschen Landsleute zu würdigen. Nachdrücklich hob er das Verdienst populärphilosophischer Schriften mit praktischer, nationalpolitischer Tendenz hervor. Er rühmte Zimmermanns Buch „Von dem Nationalstolze" als ein Werk, das man im Deutschen bisher vermißt habe; Thomas Abbts Abhandlung „Vom Tode für das Vaterland" zeigte er nicht nur in den „Literaturbriefen" überaus beifällig an, sondern ließ sich fortan den Verfasser des Schriftchens auch persönlich empfohlen sein. Er zog ihn zur Mitarbeit an den „Literaturbriefen" bei und bemühte sich, so viel er konnte, Abbts schriftstellerisches Talent zu bilden und zu vervollkommnen. Er machte den jungen Autor auf bedeutende Neuigkeiten des deutschen Büchermarktes aufmerksam, verhandelte ausführlichst mit ihm über philosophische oder literarische Probleme, säuberte und feilte endlich als sprachmeisterlicher Freund an seiner nichts weniger als korrekten Diktion. Noch über Abbts frühen Tod hinaus dauerte diese Sorgfalt: unter Mendelssohns Beistand veranstaltete Nicolai die Ausgabe der gesammelten Schriften und Aufsätze des Jungverstorbenen. Doch auch die ältere Prosa Lohensteins, von den Zeitgenossen wenig mehr gekannt, aber mit seiner Poesie gleichmäßig verdammt, erlangte ob der gedrungenen Kraft und dem historischen Stil ihrer sprachlichen Darstellung mit Fug in Mendelssohn einen beredten Anwalt.

Besonders bei den größeren epischen oder dramatischen Werken der gleichzeitigen deutschen Dichtung überwog das negative Element in seiner Kritik. Cronegks gekröntes Preistrauerspiel „Codrus" fand wenig Gnade in seinen Augen; desto besser gefiel ihm dessen unvollendete Tragödie „Olint und Sophronia", an der Lessing hernach die wesentlichen Mängel des christlichen Trauerspiels nachweisen sollte. Dagegen nahm er in seinen Recensionen der mit Tugend und Moralität übersättigten Dramen Wielands dem größern Freunde alles vorweg, was vom Standpunkte der ästhetischen Kritik gegen jene verfehlten Arbeiten für die Bühne vorzubringen war. Ebenso konnte sich Lessing mit der einzigen größern Recension, die Moses über ein Werk Klopstocks schrieb, vollkommen einverstanden erklären. Es war das patriarchalisch-idyllische Trauerspiel „Der Tod Adams", dessen schwachen, alle Grundregeln des Dramas mißachtenden Aufbau Mendelssohn einer strengen, aber gerechten, logisch durchaus zutreffenden Kritik unterzog. Aber auch in der Dichtung des „Messias" erkannte er, wie seine Briefe an Lessing verrathen, schärfer als die meisten zeitgenössischen Beurtheiler die inneren Mängel und unüberwindlichen Schwierigkeiten, die in der Natur des Stoffes begründet waren. Deshalb wurde er an dem poetischen Genie Klopstocks nicht irre und vergaß keinen Augenblick auf die

Kunst, die der auch von ihm als größter Meister der deutschen Dichtung verehrte Sänger allerorten im Einzelnen bewährte. Wie hoch stellte er, auch hierin der Genosse Lessings, Klopstock über seine Nachahmer und Nebenbuhler! Selbst den epischen Versuch eines Geßner, den „Tod Abels", mußte er, abgesehen von dem lobenswürdigen Stil und Colorit, ganz und gar verurtheilen.

Die Strenge seiner Kritik verhinderte es in den meisten Fällen, daß sich ein persönlich freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und den von ihm recensirten Autoren bildete. Am ersten schien Wieland, von Natur versöhnlich und für Mendelssohns Charakter und wissenschaftliches Verdienst fast schwärmerisch eingenommen, sich seinem ehemaligen Tadler unmittelbar menschlich nähern zu wollen. Aber obwohl dieser Wielands spätere Werke, namentlich den „Don Sylvio" und den „Goldnen Spiegel", auf das höchste bewunderte, so nöthigte ihn doch seine Kränklichkeit, die Aufforderung zur Mitarbeit am „Deutschen Merkur" abzulehnen. Doch unter den übrigen literarisch ausgezeichneten Männern Deutschlands fühlte sich mancher durch jene Kritiken zu Mendelssohn hingezogen und knüpfte so einen bald kürzer, bald länger andauernden Briefwechsel mit ihm an, dessen nächste Folge nicht selten gelegentliche gegenseitige Besuche waren. Durch seine frühzeitige Bekanntschaft mit Berliner Akademikern, namentlich mit Sulzer, war Moses schon vorher in einen ausgebreiteteren literarischen Verkehr gekommen. In den Führern der schweizerischen Schule hatte Sulzer lebhaftes Interesse an den Schicksalen und Schriften des „stark denkenden ebräischen Jünglings" erweckt. Am nächsten traten ihm unter ihnen Zimmermann und Iselin, mit denen ihn die gleiche populärphilosophische Thätigkeit geistig und bald auch persönlich verband.

Bedeutender, aber unliebsamer gestalteten sich seine Beziehungen zu Lavater, der sich 1763, als er durch Berlin reiste, von Sulzer zu Mendelssohn führen ließ. Sechs Jahre später widmete der Züricher Geistliche, der damals mit (zeitlebens nie veränderten) Empfindungen der Freundschaft und Hochachtung von dem jüdischen Philosophen geschieden war, diesem seine Uebersetzung von Bonnets „Palingénésie philosophique" und beschwor ihn in der Zuschrift öffentlich bei dem Gott der Wahrheit, Bonnets Beweise für das Christenthum zu widerlegen oder, falls er dieselben richtig finde, zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit ihn thun hießen, „was ein Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte." Lavaters Verfahren war übereilt, seine Zumuthung täppisch, die Oeffentlichkeit seines Handelns in jeder Rücksicht verwerflich; seine Beweggründe aber waren rein, sein Bekehrungseifer frei von allen pfäffischen Nebenabsichten. Das erkannte Moses leidenschaftslos an, und so ward es ihm nicht allzu schwer, mit sicherm Takte sich aus der Verlegenheit zu ziehen, zumal da Lavater edelmüthig alsbald sein Unrecht vor aller Welt eingestand. In den literarischen Kreisen wirbelte die Sache freilich noch länger hinaus vielen Staub auf: bornirte Judenfeinde sowie spottlustige Freigeister beuteten sie zu hämischen und niedrigen Angriffen auf den einen oder den andern aus; doch stand die Mehrzahl der Gebildeten auf Mendelssohns Seite.

Nicht so leicht waren die Gegensätze auszugleichen, welche sich allmählich zwischen einige mit Lavater geistesverwandte Schriftsteller und Moses drängten. Trotz wiederholter persönlicher und brieflicher Berührungen konnte sich zwischen ihm und Hamann kein dauernder, reger Verkehr entwickeln. Wenn irgend wer, so darf Hamann der geistige Antipode Mendelssohns genannt werden, er, der Todfeind des aufklärerischen Rationalismus, der Herold christlich-religiöser Glaubensbegeisterung, der leidenschaftliche Gegner der logisch sondernden Verstandeskritik, der Verkündiger einer volksthümlichen Urpoesie, der Verächter jeder formalen Korrektheit. Moses fühlte es und sprach es brieflich gegen Hamann halb scherzend aus, daß ihr öffentlicher wie ihr Privatcharakter „angeborne Gramschaft" aufwies. Hamanns „Kreuzzüge des Philologen" zeigte er 1762 in den „Literaturbriefen", wie zwei Jahre zuvor seine „Sokratischen Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publikums", als ein unzweifelhaftes Werk des Genies an, tadelte aber seinen sonderbaren, krausen Stil unumwunden. Doch erst nach mehr als zwei Jahrzehnten brach die Verschiedenheit ihres Wesens in offene Gegnerschaft aus, als Hamann 1784 Mendelssohns Schrift „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum", die „Verkündigung einer großen, obzwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform", als welche Kant das Buch rühmte, durch seine leidenschaftliche Brochure „Golgatha und Schelimini" heftig bekämpfte.

In eine verhängnißvollere Fehde gerieth Moses um dieselbe Zeit mit einem andern, an spekulativem Geist und wissenschaftlicher Methode Hamann weit überlegenen Vertheidiger der Glaubensphilosophie, mit Friedrich Heinrich Jacobi. Er hatte im Frühling 1783 Lessings Geistes- und Herzensfreundin Elise Reimarus intim kennen gelernt, ihr seinen Plan mitgetheilt, etwas über den Charakter des theuren Verstorbenen aufzusetzen, und darauf durch ihre Vermittlung Kunde erhalten von einem Gespräche Jacobis mit Lessing, in welchem sich dieser wenige Monate vor seinem Tode unbedingt zum Spinozismus bekannt haben sollte. Die Nachricht regte Mendelssohn nicht wenig auf. Er erbat sich genaueren Aufschluß von Jacobi, und ein ausführlicher Briefwechsel über die Lehre des Spinoza und Lessings Verhältniß zu derselben entspann sich zwischen ihnen, ein Briefwechsel, in welchem sich unzweifelhaft Jacobi viel vertrauter mit dem wahren System des pantheistischen Denkers zeigte als sein Korrespondent. Moses sah dies selber sogleich ein und beschloß, sich neuerdings eingehend, so weit seine der größten Schonung bedürftige Gesundheit es erlaubte, mit Spinoza zu beschäftigen, bevor er einen literarischen Gang mit den „All-Einern" wagte. Aber Jacobi kam ihm zuvor und ließ 1785 ihren ganzen Briefwechsel in seiner Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza" drucken. Die Veröffentlichung kränkte Mendelssohn aus mehr als Einem Grunde: er sah sein eignes Verhältniß zu Lessing, der ihn, seinen liebsten Freund, doch nicht seines vollen Vertrauens in den höchsten Fragen gewürdigt haben sollte, in ein falsches Licht gerückt; er sah den Verstorbenen mit einem Vorwurfe belastet, der nach dem Glauben der Zeit gleichbedeutend mit der Anklage des Atheismus war. Um davon den todten Freund zu retten, verfaßte er rasch sein letztes Schriftchen, das erst nach seinem Tode ans Licht trat, „An die Freunde

Lessings." Trotz aller philosophischen Unzulänglichkeit hatte es das Verdienst, daß es von einer klarern Erkenntniß des Lessing'schen Wesens zeugte als Jacobis Buch; die Mittelstellung, die der Verstorbene zwischen den Systemen Spinozas und Leibnizens einnahm, hatte allerdings auch Moses nicht begriffen.

So war die Freundschaft zu Lessing das erste und letzte und überall das wichtigste Band, welches Mendelssohns Wirken mit der Geschichte unsrer Literatur verknüpfte. Sie überdauerte Lessings Tod unvermindert und ungeschwächt bis an den eignen Tod des Ueberlebenden. Kein andrer unter Deutschlands Dichtern und Schriftstellern, den das Leben mit Moses zusammenführte, vermochte sich seine Zuneigung in gleicher Weise zu erwerben und zu erhalten wie Lessing. Mendelssohn stand Jahre lang in Briefwechsel mit dem schreibfertigen und vielseitig thätigen Christian Felix Weiße, besuchte ihn wiederholt und ward von ihm besucht; Gleim sprach bei ihm 1765 in Berlin vor und warb um die Freundschaft des „großen Mannes", den er seit seinen ersten literarischen Arbeiten hochschätzte und liebte; er führte ihm Knebel und Johann Georg Jacobi zu; 1776 trat Leisewitz, 1784 Alxinger ihm persönlich nahe; Herder verfolgte mit regem Eifer alles, was Moses schrieb, nahm an den Schicksalen, die ihn betrafen, innigen Antheil, wandte sich auch ein und das andre Mal brieflich an ihn: aber alle diese persönlichen Begegnungen und Beziehungen waren flüchtig vorübergehender Art oder blieben doch ohne bedeutenden und dauernden Einfluß auf das literarische Wirken Mendelssohns sowohl als der Autoren, mit denen er so bekannt wurde. Auch mit der plump-anmaßenden Art, wie sich Nicolai später den hervorragenden neuen Erscheinungen unserer Literatur gegenüber geberdete, konnte sein jüdischer Freund nicht mehr einverstanden sein; er hatte z. B. Goethes „Werther" mit innigem Vergnügen gelesen und bekannte, daß ihn das Werk sehr angegriffen habe. (In dem Gedicht „Prometheus" sah er freilich nur eine „Armseligkeit" voll abenteuerlichen Inhalts, „schlechte Verse", die ihm höchstens als eine gute Persiflage des sogenannten Spinozistischen Systems gefielen.) Der Zwiespalt der Gesinnungen zwischen ihm und Nicolai wäre wohl noch merkbarer geworden, hätte er die letzte Periode des Leiters der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" mit ihren beständigen Nörgeleien an allem Großen und Außerordentlichen erlebt. So aber ward wenigstens das persönliche Verhältniß der beiden alten Freunde, die geistig nicht mehr wie einst zusammenstimmten, in keiner Weise gestört.

Aehnlich, wenngleich nicht genau ebenso, ging es Mendelssohn in den letzten Jahren mit Lessing. Mit dem Verfasser der „Hamburgischen Dramaturgie" und der „Antiquarischen Briefe" konnte er allenfalls noch Schritt halten, ja ihm vielleicht sogar eine schätzbare Bemerkung zu seiner Arbeit brieflich mittheilen oder sich ihm als Bundesgenosse im literarischen Streite zugesellen, indem er Klotz mit einer derben Recension erbarmungslos angriff. Als Lessing sich aber bald hernach in den theologischen Kampf einließ, vermochte Moses ihm nicht mehr zu folgen: er stand nicht nur als Jude den christlich-religiösen Fragen, um die sich die Fehde hauptsächlich drehte, gleichgültiger gegenüber, sondern er sah auch als deistisch-rationalistischer

Philosoph in ihnen nur unwichtige Dinge, um die sich zwar der abergläubische Pöbel kümmern mochte, die aber nicht würdig waren, daß sich der schärfste Denker des damaligen Deutschland so ernst und aufopferungsvoll Jahre lang mit ihnen beschäftigte. Erst als Lessing mit der Schöpfung des „Nathan" aus der einseitigen christlich-dogmatischen Polemik zur allgemeinen Kritik der verschiednen monotheistischen Religionen überging, begleitete Mendelssohn wieder mit gespanntem und bald durch persönliche Rücksichten aufs Höchste gesteigertem Interesse seine Arbeit. Aber immer unverändert, nie durch den Schatten eines Zweifels getrübt, blieb das menschliche Verhältniß der beiden Freunde. Mendelssohn sagte nicht zu viel, wenn er im schmerzlichen Gefühle des unersetzlichen Verlustes 1781 an Herder schrieb, Lessing sei allein unter all seinen Bekannten allezeit ungetheilten Herzens, ganz sich selbst gleich, ganz sein Freund und Wohlthäter geblieben; mit ihm sei er zu leben gleichsam gewohnt gewesen. Und konnte Lessing dem Lebensfreunde ein größeres Zeichen seiner Liebe und Achtung geben, als daß er viele Züge seines Charakters für seinen Nathan den Weisen entlehnte? In früher Jugend, noch bevor er Mendelssohn kennen lernte, hatte er einen edlen, gebildeten Juden zum Helden eines Lustspiels gemacht, welches wir heute als eine Art von Vorstudie zum „Nathan" schätzen. Und als Michaelis in seiner Recension dieser Komödie in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" die Wahrscheinlichkeit eines solchen Charakters unter den Juden bezweifelte, hatte Lessing als Antwort auf das ungerechte Bedenken 1754 in seine „Theatralische Bibliothek" einen Brief des jüdischen Jünglings, den er inzwischen zum Freunde gewonnen, eingerückt, ohne Scheu, daß der weinerliche, leidenschaftlich aufgeregte Ton dieses Schreibens ihm, dem Herausgeber, selbst zum Tadel oder seinem Werke zum Nachtheil gereichen möchte. Nun, an der Grenze seines Lebens, stellte er wieder einen edlen und weisen Juden in den Mittelpunkt seines reifsten dramatischen Gedichts, und jetzt, nachdem er ein Vierteljahrhundert lang auf das Innigste mit dem besten jüdischen Denker seiner Zeit verbunden war, konnte er den Charakter, den er als Jüngling zum Theil sich aus seiner Phantasie schaffen mußte, nach der Natur bilden. Er schilderte in seinem Nathan keineswegs Moses Mendelssohn treu nach dem Leben ab; nach einem derartigen Realismus hat Lessing bei keinem seiner Dramen und am wenigsten beim „Nathan" gestrebt. Der edelste Repräsentant der religiösen Toleranzidee ist nicht bloß ein Geschöpf des Lessing'schen Geistes, sondern auch zum guten Theil ein Abbild des Lessing'schen Charakters. Viele Züge waren demselben aber mit Mendelssohn gemeinsam; dazu übertrug von diesem der Dichter auf seinen Helden die speciell dem jüdischen Wesen zukommenden Eigenschaften. Mendelssohn, der im „Nathan" sich selbst und die höchsten Ziele seines Strebens wiederfand, erblickte in diesem Drama das schlechthin unübertreffliche Meisterstück Lessings. „Von einem Werke des Geistes", schrieb er nach dem Tode des Freundes an dessen Bruder, „das eben so sehr über „Nathan" hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht."

3 0112 062020224

Lessings Freundschaft war Mendelssohns kostbarster Schatz, von unberechenbarem Werth auch für seine ästhetische Wirksamkeit. Die Werke des größten Autors unter den Mitlebenden wurden ihm so der Maßstab, nach dem sich seine ästhetischen Ansichten und Begriffe richteten. Mit jenen Werken schritten auch sie fort. Dies hatte Mendelssohn sogar vor Kant voraus, dessen unmittelbarer Vorgänger er auf dem Gebiete der deutschen Aesthetik war. Kant hatte sich um die Entwicklung unsrer schönen Literatur nur in seiner Jugend unmittelbar bekümmert; seine Kenntnisse von unserer Poesie bezogen sich regelmäßig auf jene Anfangsperiode der deutschen Kunst; die vollendeteren Erzeugnisse der späteren Jahrzehnte, denen seine grundlegenden philosophischen Hauptschriften entstammten, waren ihm fremd geblieben. Mendelssohn hingegen hatte eine breite und tiefe Anschauung von der gesammten schönen Literatur seiner Zeit. Das Studium schwieriger wissenschaftlicher, namentlich spekulativer Werke war ihm in seinen letzten Jahren durch seine Kränklichkeit unmöglich gemacht; zur Lektüre der wichtigsten dichterischen Schriften reichte seine Kraft auch in der schlimmsten Zeit aus. Eine solche umfassende und gründliche Kenntniß unserer Poesie war aber für seine ästhetischen Untersuchungen unbedingt nothwendig, da er dieselben viel mehr als der Begründer der Transcendentalphilosophie auf dem Boden der Empirie führte und durch konkrete Beispiele aus den einzelnen Künsten erläuterte. Die Kunstlehre verdankte ihm zunächst die wissenschaftliche Feststellung und Erörterung ästhetisch bedeutsamer Begriffe. An seinen Abhandlungen lernte Herder wie Lessing; ihr Einfluß erstreckte sich bis auf Kant und Schiller. Aus seinem Aufsatz „Ueber das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften“ (1758) schöpften Philosophen wie Kritiker bis zum Ende des Jahrhunderts Anregung und Belehrung, bis Kant denselben Gegenstand von neuem und tiefer ergründete, und noch Schiller, der Schüler Kants, nutzte Mendelssohns Darlegungen. Ebenso zog aus seinen Theorien über die Empfindungen, wie er sie namentlich 1761 in der seine früheren Arbeiten darüber ergänzenden und berichtigenden „Rhapsodie“ aufstellte, erst Kant die letzten, entscheidenden Konsequenzen. Darum bewunderte denn auch dieser ungeheuchelt Mendelssohns spekulatives Genie, das er sogar für fähig erachtete, neue Bahnen in der Metaphysik zu brechen, wie er andrerseits seine Schreibart als die für die Philosophie zuträglichste pries. Gleich Kant entfaltete Mendelssohn seine bedeutendste Thätigkeit nicht unmittelbar im Bereiche der schönen Wissenschaften; wie Kant's Werke griffen aber auch seine Schriften nach mancher Seite hin bestimmend in die Entwicklung unserer poetischen Literatur ein. In die Periode, da sie aus starrem Schlafe zu frischem Leben wieder erwachte, fielen seine Anfänge; mit ihr entwickelte er mannigfaltig und gedeihlich seine Kräfte, und bis hinüber in die glanzvollste Epoche deutscher Dichtkunst wirkte er, der edelste Vertreter des populären Rationalismus, der eleganteste Schriftsteller unter den deutschen Philosophen des vorigen Jahrhunderts, der feinsinnige Aesthetiker und Kritiker, der Freund Lessings.